

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

In London erschloß sich Josua eine ganz neue Lebensanschauung. Was ihm in unserer Werkstätte am meisten auffiel, war der fast allgemeine, offen zugestandene Unglaube der Arbeiter, und die vollkommene Gleichgiltigkeit so vieler derselben für überflüssige Dinge irgendwelcher Art. Sie hatten offenbar die Ueberzeugung gewonnen, daß das Christenthum, wie es in der Kirche gelehrt und von den höheren Klassen geübt wird, von A bis Z nur Humbug sei, und es fiel ihnen nicht ein, sich überhaupt noch mit Religion zu beschäftigen, geschweige denn eine bessere Religion zu suchen. Mißtrauen war in die tiefsten Tiefen ihrer Seelen gedrungen, und sie hatten sich von Gott abgewandt, weil sie von den Menschen verrathen worden. Einige der Arbeiter waren Unitarianer^{*)} geworden, weil ihnen diese Sekte unter allen christlichen Sekten die meiste Religion mit den wenigsten Glaubenssätzen bot. Andere hatten ihre ganze Leidenschaft und ihre geistige Energie, ihr Gedankenleben auf die Wissenschaft übertragen, bei der Natur den Trost suchend, welchen sie in der Offenbarung nicht finden konnten. Aber nur sehr Wenige waren wirklich religiöse Menschen, d. h. solche, die an die Bibel glaubten, Sonntags zur Kirche gingen und die Geistlichen als ihre Vorgesetzten betrachteten, die im Auftrag einer höheren Macht ihre Seelen nach Gutdünken zu leiten hätten.

Der ungeheure Abgrund zwischen der Kirche und den Arbeitern befremdete den jungen Zimmermann aus Cornwallis nicht wenig. Wenn auch in seiner ländlichen Heimath die Hüttenbewohner und die Geistlichen intellektuell und gesellschaftlich so weit wie die Pole auseinander standen, so war doch eine Art gegenseitiger Bekanntschaft und persönlichen Verkehrs vorhanden, die allerdings den Anforderungen menschlicher Gleichberechtigung keineswegs entsprach, allein immerhin Verkehr und Bekanntschaft

^{*)} Eine Sekte, die nicht an die Dreieinigkeit glaubt und viel dogmatischen Firlefanz über Bord geworfen hat, jedoch an der Gott-Mythe natürlich festhält.

war. In London gab es keinerlei Beziehungen, oder, wenn wir seltene Ausnahmen berücksichtigen wollen, so gut als keine.

Als Josua aber nach und nach das innere Leben der Metropole^{*)} besser zu verstehen anfing, wunderte er sich nicht mehr über die weit verbreitete Gleichgiltigkeit der Arbeiter, und er lernte verstehen, daß die Religion, wie andere Dinge, von dem Klassenhaf verschlungen worden ist, welchen der Klassenhochmuth und die Unterdrückung der Reichen den Arbeitern eingefloßt haben; das „Christenthum“ stellt den Armen Christus nicht dar als den Freund der Armen, der die Ansässigen besucht, — nicht als den Bruder von Böllnern und Sündern, zu dessen Füßen die Gefallenen sitzen und Trost und Hülfe finden, sondern als stolzen üppigen Prälaten, als heuchlerischen Priester, als sich aufblühenden Reichen, die alle für Gott Partei gegen die Armen und Unterdrückten ergriffen und diese mit Fußtritten aus den Höfen des Himmelsreichs gejagt haben. „In der That,“ pflegte Josua zu sagen, „ist es Feindschaft, nicht Liebe — Cain nicht Christus.“

Seine religiösen Erfahrungen folgten dem natürlichen Entwicklungsgange eines Geistes, der wie der seine, zu gleicher Zeit so ernst und so logisch war. Angezogen durch das aufopfernde Wirken so vieler aus der Ritualisten-Partei^{**)}, besuchte er mit großem Eifer die Predigten eines bekannten Geistlichen in der City, dessen Namen zu nennen ich nicht gerechtfertigt finde, weil ich seine Ermächtigung nicht eingeholt habe. Sollte derselbe diese Zeilen lesen, so wird er sich Josua Davidsohn's sicherlich sehr gut erinnern. Der Geistliche fühlte aufrichtige Sympathie für ihn und Josua empfand den ganzen Reiz, welchen der Umgang mit einem gebildeten Menschen gewährt. Zum ersten Mal war ihm dies große Glück zu Theil geworden, und es war ihm, als beginne er ein neues Leben. Einen Augenblick vermuthete ich, er würde seine unabhängige Denkungsweise aufgeben und zur Hochkirchen-Partei (den Ritualisten) übergehen, jetzt glaube ich aber, daß er niemals nur entfernt daran dachte.

^{*)} Eigentlich Mutterstadt, hier London.

^{**)} Die Ritualisten nähern sich dem Katholizismus.

So großen Eindruck der Glaubensernst und die Bildung des Oberen — diesen Titel trug der Geistliche — auch auf ihn machten, so konnte es Josua doch nicht entgehen, daß den pomp-haften Behauptungen der Ritualisten jede Beweisunterlage fehlte, und daß ihr Christus ein mystisches höheres Wesen, ein ungeheuerlicher Gottmensch war, nicht ein wirklicher Mann aus dem Volke, der für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker kämpfte, gerade wie ein ehrlicher Volksmann, ein wahrer Communist es heutzutage thut.

„Glauben Sie mir,“ sagte ihm eines Tags der Obere, „Ihr einziges Heil liegt im Anschluß an uns; alleinstehend sind Sie verloren — die Kirche ist Ihnen die Arche der Rettung.“

„Wenn ich mich einer Kirche anschließen müßte,“ war Josua's Antwort, „dann würde ich Katholik werden. Entweder absolute Freiheit des Geistes, der Forschung, oder absolute Gefangen-gebung des Geistes, blinde Unterwerfung unter die Autorität. Entweder Freidenker oder Katholik. Dazwischen liegt nur Halb-heit und Inkonsistenz. Sie wollen freie Forschung und blinden Glauben vereinigen. Wo ist die Gränze der Forschung und des Glaubens? Mit welchem Recht unterfangen Sie sich, dem Geist zuzurufen: Bis hieher und nicht weiter!? Haben Sie einen anderen Maßstab als Ihr eigenes Ermessen, als die reine Will-kür? Ich habe für Sie und manchen Ihrer Collegen per-sönlich die höchste Achtung, allein Ihre Lehre kann ich unmöglich für ehrlich halten.“

Der Obere, welcher den unbezwinglichen Ernst Josua's sah, erwiderte ausweichend: „Ich lasse mich nie auf Beweisführungen ein; sie nützen nichts in religiösen Dingen. Hier heißt es: Glauben! Glauben Sie, und die Gnade Gottes wird Sie finden.“

„Ich habe zu glauben versucht, aber ich habe keine Ueber-zeugung gewonnen. Wenigstens nicht in Ihrem Sinne.“

„Fahren Sie fort in Ihren Bemühungen; die göttliche Er-leuchtung wird nicht ausbleiben.“

Josua schüttelte den Kopf. Er erinnerte sich der unglücklichen Glaubensprobe, die er als Knabe angestellt, und die für immer seinen Glauben an die buchstäbliche Wahrheit der Bibel zerstört hatte. Seitdem war er durch die zahlreichen wissenschaftlichen Vorlesungen, denen er beigewohnt, in seinen Zweifeln bestärkt, in seinem Unglauben gewappnet worden.

Nur der Charakter Christi behauptete bei ihm noch seinen Platz, jeder andere Glaube hatte ihn verlassen.

„Wie,“ sagte er in dieser Zeit einmal zu mir, „wie, wenn das ganze übersinnliche Leben so wenig Grund hat, als jene Glaubensthat, die uns Alle so schmachlich betrogen hat? Wenn das, was wir Ueberzeugung nennen, bloß ein zufälliger Zustand des Geistes ist — eine subjektive Ansicht ohne äußeren Halt — ein Geisteszustand, der ebenso gut und richtig ist für den Bud-dhisten, Muhamedaner oder Hindu, wie für die verschiedenen christlichen Setten? Wir sind Alle „überzeugt“. Jeder Glaube hat seine Märtyrer, seine Enthusiasten, seine Gelehrten, die sämmtlich von der Wahrheit, von der ausschließlichen Wahrheit ihres Glaubens ebenso fest überzeugt waren und sind, wie der Obere von der Wahrheit der anglikanischen (englischen) Kirche überzeugt ist, wie der Papst von der Unfehlbarkeit der katholischen Kirche und wie die ganze Christenheit von der Unangreifbarkeit der Bibel und deren wörtlicher Richtigkeit. Ich kann Gott nicht zum Mittelpunkt der Welt, zum Brennpunkt meines Geistes machen, wie diese Leute es thun, und doch halte ich es für besser, fest eingewurzelt zu sein als herumzuirren, wie jetzt ich, ohne bestimmtes Ziel und unbefriedigt. Wer feste Wurzel gefaßt hat, kann wachsen, wer aber steuerlos, ziellos herumschwimmt, dessen Seele gleicht jenen geflügelten Samenkörnern, die vom Wind herumgetragen werden und nirgends sich festsetzen.“

„Und doch,“ antwortete ich, „ist es besser, nicht an einem Irrthum zu haften, als sich fest in ihn einzuwurzeln. Augenblicke der Schwelbe sind unvermeidlich, wenn man fortschreiten will. Um eine Leiter zu besteigen, mußt du die Sprosse verlassen, auf welcher du stehst, und ehe du den Fuß auf der nächsten hast, ist er in der Luft, ohne Stütze. Die Zeit der Zweifel ist eine Zeit der Schmerzen, wir müssen sie aber durchmachen, wollen wir zu

besserer Einsicht gelangen. Wer das Land aus dem Auge ver-loren hat, braucht darum nicht den Weg verloren zu haben.“

„Ach, aber wenn man sich Gott einmal so nahe gewöhnt hat, wie ich, im Licht zu wandeln vermeint hat, wie ich, und dann entdeckt, daß man so weit entfernt ist vom Ziel, in Dunkelheit und allein — das ist gewiß nicht beneidenswerth —.“

„Die dunkelste Stunde ist die vor Anbruch des Tags,“ war meine Antwort. „Vielleicht bereitet dich Gott grade jetzt zur Ueberzeugung vor.“ —

Witterweise vernachlässigte Josua nicht das weltliche Leben, wenn ich mich so ausdrücken mag. Er besuchte wissenschaftliche Vorträge, so viel es seine Zeit erlaubte, und da er von Natur rasch auffasste, eignete er sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen an; er nahm lebhaften Antheil an den politischen und sozialen Tagesfragen, namentlich an der sozialen Frage: dem Verhältniß der Arbeit zum Kapital und der Lage der arbeitenden Klassen. Hierauf konzentrierte sich sein Haupt-interesse, und seine Abneigung gegen die bestehenden Religions-gemeinschaften wurde womöglich gesteigert durch die Thatsache, daß alle Setten und Konfessionen, die er kennen gelernt, die Klassenunterschiede als ehernes Gesetz betrachteten und es für ausreichend hielten, den Armen das Evangelium zu predigen, d. h. sie zur Unterwerfung und Geduld zu ermahnen und ihnen den Glauben, daß Christus Gott sei, einzureden, sonst aber sie ihrem leiblichen Elend, ihrer gesellschaftlichen Herabwürdigung, als Dingen, die eben unabänderlich seien und in welche sie sich fügen müßten, zu überlassen. „Es ist eine gar bequeme Manier, eine Schwierigkeit loszuwerden,“ pflegte er zu sagen. „Die Aus-sicht auf den Himmel wird als Bestechung benützt, als Köder, um die Hungernden und Mißhandelten mit dem Elend und ihrer Unterdrückung auszuföhnen, sie in der Knechtschaft zu erhalten.“ —

So verging die Zeit und Josua's Gedanken wendeten sich mehr und mehr der rationalistischen*) Richtung zu. Eines Abends nun, als ich nebst anderen Freunden mit ihm zusamen-saß, sprach er sich uns gegenüber aus.

„Freunde,“ sagte er, „meine Gedanken haben sich endlich ge-klärt und ich bin zu einem Glauben gelangt. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Christus nur Eins bedeuten kann: das Menschenthum, die Humanität. Die Wunder, die Lehre von der Sühne, die Lehre von der Göttlichkeit Christi und der Endgiltigkeit seines Wissens sind unhaltbar. Christus war das Erzeugniß seiner Zeit, wie jeder andere Mensch, und wenn er auch in Manchem über dieselbe hinausgegangen sein mag, so stand er im Meisten doch nur in ihr, ja hinter ihr. Er hatte die orientalische Lebensanschauung, seine Bilder sind dem Boden des herrschenden Despotismus der Großen und der slavischen Demuth der Beherrschten entsprossen; nirgends finden wir, daß er diese Verhältnisse als solche angreift, er beurtheilt bloß die Personen nach ihrem persönlichen Verdienst. Er that, was in seinen Kräften stand, diese Ungerechtigkeit zu mildern, insoweit Trost aus dem Gedanken der geistigen, der ideellen Gleichheit aller Menschen und aus dem Vorzug des inneren Werths vor dem äußeren des Standes geschöpft werden kann. Aber er ließ die soziale Frage grade so, wie er sie fand, und berührte nicht den Kern des Uebels: er bezahlte sogar dem Kaiser Tribut, ohne sich zu besinnen. Sein Geist war noch nicht reif für die Idee einer radikalen Revolution und seine Arme nicht stark genug, sie zu vollenden, selbst wenn er gewollt hätte. Weder er noch seine Jünger dachten an etwas Höheres als an den Communitismus ihrer eigenen Sette, sie tasteten weder an des Kaisers Thron, noch an die ererbte, unverantwortliche Macht des Landes-herrn. Ihr Communismus erstrebte noch nicht die völlige Gleich-heit aller Gesellschaftsglieder, die Aufhebung aller Gesellschafts-klassen. Deswegen kann ich den Anfang der christlichen Politik nicht als endgiltig betrachten, sondern ich halte dafür, daß wir das Werk unter anderer Form fortzusetzen haben. Der moderne

*) Von dem lateinischen Wort ratio, die Vernunft; rationalistische Richtung, Rationalismus, also die Richtung, welche keine andere Auto-rität anerkennt als die Vernunft und ihre Gesetze. Der Ausdruck wird übrigens vielfach mißbraucht.

Christus wäre ein Politiker. Sein Ziel würde sein, die Grundlagen der heutigen Gesellschaft aufzuheben — er würde nicht den Armen mit einem Loos auszuföhnen suchen, das eines Menschen unwürdig ist, das die Möglichkeit eines menschlichen Lebens ausschließt. Er würde an der Zerstörung der Kasten arbeiten, an der Vernichtung des Klassenunterschieds, aus welchem sämtliche Ungerechtigkeiten unserer heutigen Einrichtungen und Anschauungen herzuleiten sind. Er würde sich nicht damit begnügen, die Sünde als geistige Krankheit zu verurtheilen, er würde ihre wirtschaftlichen Ursachen erforschen und die Giftpflanze tödten durch Ausreißen der Wurzeln: Armuth und Unwissenheit. Er würde die Wahrheiten der Wissenschaft anerkennen und würde lehren: das Beste, was der Mensch für das Heil seiner Seele thun kann, ist, seinem Mitmenschen zu helfen. Freilich, das hat er auch wirklich gelehrt, und das ist der einzige feste Anhalt, welchen ich habe. Freunde, das Christenthum ist Nichts, oder es ist der Glaube des menschlichen Fortschritts, nicht der feigen Ergebung in das angeblich unvermeidliche Klassenelend; es ist die Anerkennung der Wahrheit, daß die Gesellschaft nicht still steht; daß keine gesellschaftliche Einrichtung endgiltig ist; daß die Sitten mit der Bildung und den Bedürfnissen sich verändern, und daß keine Gesetze göttlichen Ursprungs sind, d. h. absolut und unter allen Umständen unabänderlich. Es ist die Lehre von der Fortentwicklung, vom Werden und Wachsen; und wie Christus der Ausgangspunkt einer neuen Aera des theologischen Denkens war, so ist die Gegenwart der Ausgangspunkt einer neuen Aera der gesellschaftlichen That, des sozialistischen Handelns. Laßt uns drum das Christenthum alles mythologischen Krams, aller Fettschmuck entkleiden, die ihm ankleben. Laßt uns jede Form des Götzendienstes aufgeben, durch welchen wir bisher die wahre Bedeutung des Lebens verdunkelt haben. Laßt uns zurückkehren zum Menschen und das von Christus begonnene Werk fortführen in dem Geiste

des reinen Menschenthums, und so wie es für unsere Zeit und unsere gesellschaftlichen Verhältnisse paßt. Sollte Einer unter euch sein, der noch dem mystischen Begriff des Glaubens anhängt und es vorzieht, Gott anzubeten, statt für den Menschen zu kämpfen, so muß er sich hier von mir trennen. Ihr wißt, da ich jung war, vertiefte ich mich in das Leben des Glaubens und des Gebets; als Mann bin ich eingetreten in die höhere Region des Handelns, in das Verständniß, daß das Christenthum kein durch irgend eine Kirche dogmatisirter todter Glaube ist, sondern eine Organisation, welche die Politik zu ihrem Mittel und die gesellschaftliche Gleichheit aller Menschen zu ihrem Zweck hat. Es ist der Communismus. Freunde, das ist die Lehre, die ich für mich erwählt habe, und mein Bestreben wird sein, im Dienste der Wahrheit zu leben und, wenn es sein muß, zu sterben.“

* * *

Werfen wir, ehe wir weiter gehen, noch einen Blick auf den Entwicklungsweg, den Josua bis hierher gewandelt. Erst buchstäblicher Glaube an das Bibelwort; dann die Entdeckung, daß es gegen die gesunde Vernunft und die Naturgesetze verstößt, was er der Unwissenheit und Uebertreibung der Zeit, wo die Bibel entstanden, zuschreibt; Bruch mit der Kirche, welche die Menschlichkeit Christi in eine mystische Göttlichkeit aufgelöst und das Leben desselben, statt zu einem Beispiel, welches befolgt werden muß, zu einer Lehre gemacht hat, die auf das Leben ohne jedweden Einfluß ist — endlich die Erkenntniß, daß es das einzig menschenwürdige Ziel des Menschen ist, den Gedanken des reinen Menschenthums zur allgemeinen Verwirklichung zu bringen, die gesammte Menschheit in Eine große Familie zu vereinigen — die, ohne Ausbeutung und ohne Elend, unter dem Walten der Gleichheit und Gerechtigkeit, jedes einzelne Glied in den Stand setzt: Mensch zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokratie.

(Nach dem Kopfbilde der „Neuen Welt“.)

Finst're Nacht noch ringsum. Nur grelle Blitze
Leuchten zuckend hindurch und schwerer wuchert
Nachher mit grausiger Ruhe
Höhnisch der Finsterniß Macht.

Höher wogt jetzt das Meer — die Reaktion merkt's,
Doch noch zittert sie nicht — die Herrschaft sichern
Drohende Klippen in Menge —
Noch ist die Dunkelheit groß.

Sag', wie lang' noch, o Menschheit, trägst Du diese
Nacht der Lüge, des Wahns, der Knechtschaft?
Wann entfliehst Du endlich
Diesem Gestade voll Haß?

— Schaurig wüthen die lichtscheu'n Mächte, endlos
Scheint das Chaos — des Menschen Blick verzweifelt;
Alles Bewegen wird zum
Zucken des Todes — doch horch —

Welch' erhabner Gesang inmitten des wüsten
Lärms? Und da — seh' ich recht? — mit vollem Segel —
Kühn und sicher ein Schiff und
Heiteres Leben an Bord —?

Selt'amer! Da — es bringt vorwärts, doch vergeblich
Ist sein Kampf. — „He! Wohin die Fahrt, Verweg'ne?“
„Fort von dieser elenden
Welt — jenem Morgenroth zu!“

„Wie, Ihr wagt es schon jetzt? Seht, schwarze Klippen
Vor Euch, hinter Euch! Tod auf allen Seiten —
Nirgend's findet Ihr Hilfe —
Und diese finstere Nacht —!“

„Bleib! Für Feiglinge ist bei uns der Platz nicht!
Unser Kompaß — Vernunft wird uns geleiten!“
„Wartet doch erst den Tag ab —!“
„Ist's nicht für uns Tag genug? —“

Rehrt Euch, Genossen, nicht daran, seht, schon winkt uns
Mildbestrahlt dort die Küste wahrer Freiheit!
Laßt uns ausharr'n im Kampfe —
Die Andern werden uns nachfolgen!“

F. Köhler.

Georg Büchner.

IV.

Im Winter 1834 auf 35 entstand „Danton's Tod“. Büchner's revolutionärer Instinkt und seine geistige Verwandtschaft mit den großen und außergewöhnlichen Männern und Thaten der französischen Revolution, gegenüber der politischen Dürre, die ihn umgab, hatten ihn immer tiefer in das Studium jenes geschichtlichen Dramas hineingezogen; die große Bibliothek in Darmstadt lieferte ihm die nöthigen Materialien zur Erwerbung von Detailkenntnissen, und namentlich waren es die Mémoires von Barrère, die er eifrig studirte. Letzterem Umstand ist es, bei der Unzuverlässigkeit Barrère's, wesentlich geschuldet, daß die Charaktere in „Danton's Tod“ zum Theil den historischen Urbildern sehr wenig entsprechen. An seinem Gedicht mußte Büchner im Verborgenen und unter allen möglichen

Störungen und Hindernissen arbeiten. Während an seinem Arbeitstische die anatomischen Tafeln und Schriften obenauf lagen, zog er verstohlen unter denselben die Papierbogen hervor, auf denen er seine Gedanken mit einer gewissen geistigen Hast niederwarf. —

Die politischen Untersuchungen in Hessen nahmen unterdeß, gestützt auf neue Entdeckungen, einen eifrigen Fortgang, namentlich wegen der Flugschriften, und rückten Büchner immer näher. Fast jede Woche hörte man von neuen Verhaftungen. Nachdem Büchner zweimal, in Friedberg und Offenbach, verhört, jedoch immer wieder entlassen worden war, wuchs der Verdacht gegen ihn, und die Straße, in der er wohnte, war täglich an beiden Enden durch Polizisten bewacht. Die fortwährende Angst vor



Johann Gottfried Seume. (S. Seite 44.)

Verhaftung, verbunden mit der angestrengtesten Arbeit an „Danton“, hatten ihn in der letzten Zeit seines Darmstädter Aufenthalts in eine fast fieberhafte Aufregung versetzt; er sprach selten, aß wenig und verrieth in seinem ganzen Wesen die innere Unruhe. Man muß diesen Zustand, während dessen der größte Theil von „Danton“ geschrieben wurde, in Erwägung ziehen, um für manches Uebertriebene in dem Drama eine Erklärung zu finden. Büchner schrieb später darüber an Gutzkow: „Für Danton sind die Darmstädtischen Polizeidiener meine Mufen gewesen.“ Endlich entschloß er sich zur Flucht, nachdem er einige Tage vorher das Manuscript seines „Danton“ an Gutzkow nach Frankfurt am Main gesandt hatte. Er wartete die Antwort Gutzkow's nicht ab, und das von dem Verleger bezahlte Honorar kam in Darmstadt erst an, als er bereits über der französischen Grenze war. Er nahm seinen Weg durch Würtemberg und Baden und wurde überall von den Anhängern der geheimen Gesellschaften weiterbefördert. Ueber das Schicksal seines Manuscripts in Frankfurt und

über das dadurch rasch entstandene Verhältniß zu Gutzkow lassen wir am Besten den Letzteren selbst reden.

„In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres,“ schreibt Gutzkow (s. den Abschnitt „Wesentliche Charaktere“ in seinen „Gesammelten Schriften“), war es, als ich einen Kreis von Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript mit einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

„Mein Herr!

„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergeffen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt

hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todt schießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Bracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreißte, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuskript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herru Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

„Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

„Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

„Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! (Die Börse oder das Leben!) zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.“

„Dieser Brief reizte mich, augenblicklich das Manuskript zu lesen. Es war ein Drama: Danton's Tod. Man sah es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. . . . Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. . . . Aber diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen, scharfen Umrissen schnell, im Fluge an die Wand zu schreiben. — Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gestimmungen und Ueberschweifungen hinzuziehen, ohne wenigstens eine Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden, krystallhellen und munteren Worte. Danton's Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme des Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon erregte Bewunderung vor dem Talente des jugendlichen Verfassers.

„Kaum hatte G. Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick besüchtigt mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in die politischen Wirren verwickelt. . . .; ob ihn Verdacht, oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgten, weiß ich nicht. . . . Vielleicht hatten ihn nur seine Straßburger Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergriff Büchner die Parthie der Flucht gern. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Frül, für Andere eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner Eltern durch seine tollkühnen Streiche auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifeln Begleitungsschreiben des Danton, daher das Pistol und die unschuldige Phrase: la bourse ou la vie!

„Mehrere der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchner's sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen

große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Nothlist ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Censur beschnitt, fühlte ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige (?) Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spigen der Wortspiele mußten abgestumpft oder krumm gebogen werden. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen.“

Und mit dem unächten war Büchner, wie man sich denken kann, keineswegs zufrieden. „Ueber mein Drama“, so schreibt er unterm 24. Juli 1835 aus Straßburg, wo er seinen Aufenthalt genommen, muß ich einige Worte sagen: erst muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benutzt worden ist. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg, und fast platter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hatte mir keinen Correcturbogen zugesandt. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde.“ Sehr energisch verwahrte er sich gegen das alberne Wort „zweideutig“ im Gutzow'schen Briefe.

Gutzow nahm sich übrigens des von ihm verstümmelten Werks mit großer Beflissenheit an und führte es durch eine Rezension in dem Literaturblatt des „Phönix“ vom 11. Juli 1835 erfolgreich in der literarischen Welt ein. „Die Kritik“, so schrieb er, ist immer verlegen, wenn sie an die Werke des Genies herantritt; sie kann hier nicht mehr sein als der Kammerdiener, der die Thüre des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen“ — und er schloß mit den Worten: „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.“

Der großen geistigen Aufregung folgte in Straßburg erst Abspannung und dann eine wohlthätige Ruhe und Erholung in der Nähe der Geliebten. Büchner fühlte sich sicher vor den gefürchteten Leiden eines langwierigen Kerkers, und eine heitere Stimmung spricht aus seinen Briefen, die nur durch die Sorge um seine Zukunft und den Schmerz über die Leiden seiner politischen Freunde in Deutschland getrübt wird. Dem politischen Treiben, das um jene Zeit durch den in Lausanne in der Schweiz zwischen den Abgesandten des „Jungen Europa“ und denen der französischen Republikaner geschlossenen Verbrüderungsvertrag (10. April 1835) neue Nahrung erhielt, blieb er von jetzt an fern. Er glaubte nicht, durch Verschwörungen etwas zu erreichen. „Büchner, erzählt Gutzow, hörte bald auf, von gewaltthätigen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Wästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.“ Unter „Revolution“ ist hier die Julirevolution, überhaupt die ganze bürgerliche Scheinrevolution verstanden. Und diese bringt dem Bauer kein „Huhn“ in den Topf, raubt ihm, im Gegentheil, noch die Butter vom Brod. —

An seinen Bruder schreibt Büchner über den nämlichen

Gegenstand: „ . . . Ich würde Dir das nicht sagen, wenn ich im Entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer politischen Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun ist, und daß Jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß

ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt.“ — An einer andern Stelle: „Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionäre im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Verlassen — in der Fremde!*)

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Emil Koffbach.

Ein kleines Bild ist es, nur zwei Figuren enthält es, und doch hat es mich wunderbar ergriffen.

Wie viele solch armer Kinder schweifen in der Welt umher, ohne zu wissen, was der morgige Tag bringen wird, froh in dem Bewußtsein, einen Groschen oder einige gesammelt zu haben, die mit dem übrigen schon Ersparten oder Abgedarbtten dem Elend daheim abhelfen sollen — so denkt's wenigstens der kleine Wanderer. Gibt es doch viele Gauen, die alljährlich ihre Sendlinge hinausgeschicken in die reiche bunte Welt, einen Sonnenblick zu erhaschen von dem Glück, das da draußen blüht. — Arme Wanderer! — Kalt ist diese Welt trotz des lachendsten Sonnenscheins. Fremd stößt sie euch zurück, voll Mißtrauen bewacht sie eure Schritte; voll Verachtung, ja mit Ekel wendet sie euch den Rücken. Die Kehrseite ihres Glücks grinst aus euch sie an mit stummen, aber vorwurfsvollen Blicken. Sie kann diese Sprache nicht ertragen. — Ja, aus Süd und Nord, aus Ost und West kommen alljährlich solche Wanderer zu uns, beladen mit einem Pack Leinwand, mit Küchen- und Hausgeräth, dieses feilbietend oder nur ihre Arbeitskraft zu Markte tragend. Manche dieser armen Gesellen sind selbst beim „niedern Volk“ übel beleumdet. Vor allen Andern sind es die „Kazzi-Fazzi“, wie sie in meiner Vaterstadt Hamburg der Volksmund benamset, die Mausfallen- und Bürstenhändler aus den österreichischen Landen an der Adria, die eines bösen Leumunds genießen und über deren Begriffe des „Mein“ und „Dein“ meine Landsleute ihre eigene Meinung haben. Und nicht sie allein. Ist es doch kein Geringerer als Schiller, der auf die Worte des Kroatengenerals Isolani:

„Ich sehe ja,

Es ist noch lang' nicht alles Gold gemünzt.“

den kaiserlichen Gesandten von Questenberg antworten läßt:

„Gottlob! Noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.“**)

Damit ist zugleich ein allgemeines Vorurtheil ausgesprochen.

Anderst traten diese umherwandernden, gemiedenen Bursche allerdings auf, als sie in des „Kaisers Rod“ 1864 beim Durchzuge nach Schleswig-Holstein zur „Befreiung des verlassenen Bruderstammes von dem Joche der Dänen“ bei uns Quartiere bezogen. Manches Mädchen verlor ihr Herz an einen der kühnen „Kaisersoldaten“ und hat nimmer wieder Ruhe gefunden.

Wir gegenüber lagen ihrer Elise im Quartier, hohe prächtige Bursche vom Regimente Rhevenhüller. Die gutherzige Tischlersfrau sorgte für ihre „zehn Mann mit dem Unteroffizier“, wie nur eine Familienuutter für ihre Angehörigen sorgen kann. Es waren aber auch gute Jungen, besonders der Eine von ihnen, der Stefano, aus einem Dörfchen am Sponzo, und man sah ihnen ihr freiheres „Bagabundenleben“ nicht an. Kameradschaftlich unter einander, wie man's im nendutschen Reiche wohl kaum noch findet, waren sie ihrer „Mutter“, so nannten sie bald die Frau Richter, die erwähnte Tischlersfrau, freundschaftlich ergeben und zugänglich für Jedermann. Besonders die Kinder unserer engen Gasse waren bald gut Freund mit ihnen, und auch mir wurde es nicht schwer, in Verkehr mit ihnen zu treten. Abends um 6 Uhr war der Dienst gewöhnlich beendet, und es wurde dann

(ich war bald ihr täglicher Gast) bei einer Pseife gemüthlich geplaudert, ein Stündchen oder mehr. Stefano trug einen Verlobungsring. Unter den Soldaten, die ich damals sah, war er der schönste. Kindlich fast war sein Lachen, wenn die Andern Poffen rissen; doch sah ich ihn meistens ernst, wenn er nicht, in Gedanken verloren, vor sich hinkästelte. Zuweilen war er heiter, wenn ein baldiges Ende des Krieges prophezeit wurde; doch lagerte sich bald wieder eine stille Wehmuth über die freundlichen Züge. Ich hatte schnell herausgebracht, daß er nach seiner Heimkehr die geliebte Danila heimzuführen hoffen konnte. Er war glücklich gewesen.

Wohl ihm, daß er's gewesen war! —

Er hatte einen Handel getrieben, so ausgedehnt, meinte er, wie kein Kaufmann meiner Vaterstadt ihn persönlich hätte ausführen können. Manchen Berg hatte er überstiegen, manches Thal durchwandert; an der reisenden Donau hatte er seine Werkstatt unter freiem Himmel aufgeschlagen; der Elbe Lauf war er gefolgt; bis hoch in den Norden, bis in die reiche Hansestadt war er gekommen, hatte in ihren dunklen, schmutzigen Herbergen viele Tage verbracht; aber der Gedanke an sein treues Mädchen hatte ihm geleuchtet in den trübsten Stunden.

Und nun war er wieder hier, ein anderer Mann, ein Glücklicher — und wenn der Schnee verschwunden sei, wenn die Sonne die Erde wieder wach geküßt, dann wollte er's gründen, sein häusliches Glück.

In der Kaiserstadt, in Wien, lebte jetzt seine Danila. Stefano hatte sie dorthin gerettet vor der Wuth seines Vaters, der auf die Dirne einen ordentlichen Haß geworfen hatte. War sie doch die Tochter des Grenzers, der mit scharfem Auge das Treiben von Stefano's Vater verfolgt hatte, der den Vater vor's Gericht gebracht haben würde, wenn er nicht in den Wellen des Sponzo plötzlich sein Grab gefunden hätte. — Stefano's Vater war wohlhabend, wenn auch nicht reich. Wie er das geworden sei, wußte Stefano nicht, er glaubte aber, daß Verbindungen mit Schmugglern und Unterstützung derselben ihm manchen Gulden eingetragen. Stefano hätte auch nicht nöthig gehabt, als Händler das Reich zu durchziehen, wenn er dem Vater gehorcht hätte. Aber „Liebe überwindet Alles“. Er hatte von dem Mädchen nicht lassen wollen; waren sie doch mit einander aufgewachsen, hatten sie doch zusammen so oft der Sonne nachgeschaut, wenn sie am Abhang der Heerde warteten — und nun von einander? Nein! Lieber wollte er davonlaufen.

Eines Tages befahl ihn der Vater aus der Wirthsstube zu sich.

„Es ist nun Zeit, Stefano, daß du dem Umwesen mit der Danila ein Ende machst. Die Tochter des Krakofsch könnte sonst scheel sehen.“

„Vater, ich hab' mit der Tochter des Krakofsch nichts vor.“

„Red' mir nicht drein. Ich hab's dem Krakofsch versprochen: du und seine Tochter werden ein Paar.“

„Das wird wohl nicht geschehen, Vater; denn ich hab' die Danila lieb, und wenn ich freie, so muß es die Danila sein. Mit der Elja Krakofsch aber kann ich kaum gute Freundschaft halten.“

*) Siehe das Bild in Nr. 1. **) Schiller, „Die Piccolomini“, I, 2.

„Du sollst Freundschaft mit ihr halten, und wenn du die Wirthschaft nimmst, dann soll sie hier Wirthin werden. Verstehst?“

Wohl verstand Stefano, er kannte den festen Willen des Vaters. Aber auch sein Wille war unbeugsam. Der Vater redete vergebens in ihn hinein; mit jedem Tage ward ihr Verkehr schwieriger, stürmischer; und als dann eines Morgens der Vater drohte, er werde ihn niederschlagen, die Danila werde schon einen Platz neben ihrem Vater im Flusse finden, — da führte er seinen längst gefassten Voratz aus. Das Mädchen lief mit ihm fort. Hatte es doch daheim weder Vater noch Mutter; denn diese war dem härteßigen Alten längst vorausgegangen. Ihre Liebe besaß also der Stefano ungetheilt. Sie kamen bald mit Anderen zusammen, welche nicht, wie die beiden Liebenden, der Zorn eines heftigen, unverföhllichen Vaters, sondern die bittere Noth hinaustrieb. Zwar waren die Reisegefährten roh, zwar machte es dem Stefano das Herz schwer, daß seine Mutter, die gute Frau, die doch auch sein Mädchen gern hatte, nun des Vaters Lann und seine wüste Heftigkeit allein tragen sollte. Allein, von seiner Liebe konnte er nicht lassen, und sie — nein, auch sie konnte seiner nicht entbehren.

So kamen sie denn nach Wien. Danila blieb hier. Ein alter Kriegskamerad ihres Vaters hatte ihr ein Unterkommen verschafft. — Wie Stefano mit diesem zusammengetroffen und wie er mit ihm bekannt geworden, verschwieg er mit Erröthen. Daß etwa Unehrenhaftes die Ursache gewesen sein sollte, kann ich nicht glauben: er hatte eine gar zu reine Seele. — Zwar waren nun die Tage des gemeinsamen Lebens vorüber; aber Stefano war geschickt genug, sich einer besseren Zukunft zu getrösten, und Hand ans Werk zu legen, um die Mittel zu einer Verbindung mit Danila zu beschaffen. Das war jedoch recht schwer. Die Danila hatte vorläufig ihr Brot. Aber Stefano? Was sollte er beginnen? Er war zu stolz, um im Dienste irgend eines reichen Herrn sein Brot zu essen, wie ihm geboten worden war. Mit seinem Wissen, seinem Können war's schlecht bestellt. Ja, zu Hause, bei den Eltern, da hatte er hundertfältige Beschäftigung gehabt, vollauf, den ganzen Tag. Aber für diese hunderterlei Beschäftigungen, die noch dazu in der Stadt zum größten Theil unnöthig waren, hatte man hier hundert Hände. Und von den hunderterlei Geschicklichkeiten, die in der Stadt ihren Mann ernähren, verstand er nicht eine, und — zum Dienen fühlte er sich auch nicht geschaffen. Er, dem in der Heimath die hohen Berge keine Grenze gewesen waren, dem von diesen Bergen aus die leuchtende See die goldene Freiheit in einem großen Spiegel wiederstrahlte — er mußte frei sein! — Er zog also fort aus der Kaiserstadt, ganz wieder der Sohn seiner Heimath: arm, verspottet, gemieden, aber frei. Heute in Gesellschaft von gleichgesinnten Leidensgenossen, morgen als Reisebegleiter nur den krächzenden Raben über sich, aber überall den Gedanken an seine Danila im Herzen. Und so blieb seine Seele rein. — Fleiß und Glück bei seinem Handel brachten doch etwas ein; zu den Drahtgeflechten kamen bald Bürsten, erst gewöhnliche, dann bessere, bis er endlich, einiges Geld im Säckel, wieder zur Kaiserstadt zurückkehrte. Er mußte Soldat werden. Bei der Aushebung erfuhr er dann, daß seine Mutter nichts mehr zu leiden brauche von irgend welchem Ungemach. Sie hatte Ruhe gefunden, die ewige Ruhe! Der Vater war dann nach Wien gekommen; seine Wirthschaft hatte er verkauft und ein gut Stück

Geld dafür gelöst. Er müsse sich mit dem davongelaufenen Sohne auseinandersetzen, hatte er gesagt. Es ging aber gut. Zwar war der Vater noch heftig; aber Stefano war kein Kind mehr, und dem Alten bleichte das Haar. So hatten sie sich ausgeföhnt. Und auch die Danila war mit ausgeföhnt. Der Alte sah ja seinen Sohn vom selben Holz geschnitten, wie sich — ebenso fest, ebenso unbeugsam. Und er stand mit einem Fuße in der Grube: die Mutter rufe, hatte er gesagt. —

Dann kam der Krieg.

Und auch Stefano hatte mitmüssen. Und nun war er wieder hier in Hamburg, und die Erinnerung an seinen ersten Aufenthalt in dieser Stadt überkam ihn mächtig. Wie ganz anders hatte seit der Zeit sich sein Leben gestaltet. Wenn er jetzt zurückkehrte nach Wien, so werde er seine Danila heimführen, und nur die Mutter, die werde ihm fehlen. —

Die gute Frau Richter mußte, wenn das Gefühl so beim Stefano überwallte, dem Burschen erst in ihrer einfachen „gemüthlichen“ Weise zureden; ich glaube fast, er hätte sonst geweint. Vielleicht ahnte er das Kommende.

Das Herz that mir weh, als endlich — oder nur zu bald — das Regiment den Befehl erhielt, auszuziehen. Ich hatte den Stefano von Herzen liebgewonnen, lieber als alle seine Kameraden, die doch auch einfache wackere Bursche waren, mit denen Jeder gern verkehrte. Als die Reihen sich aufstellten, reichten wir uns die Hände, und als ich ihm glückliche Heimkehr wünschte, da zeigte er mir den „geweihten“ Verlobungsring als Talisman — und wir schieden. Commandos erschallten, die Musik begann eine kräftige Weise, der Schnee, der die Erde noch immer mit einem weißen Tuche bedeckte, knirschte unwillig unter den Tritten der Massen, die an einem andern Orte jetzt blutige Rosen zeigten sollten.

Meine Nachbarin, Frau Richter, war vor Rührung fast aufgelöst. —

Schnell drangen die Oesterreicher vor, und es ist bekannt mit welcher Bravour die Truppen bei Beile, Deversee u. s. w. gekämpft haben.

Die Nachrichten überstürzten einander. Die Aufregung war eine dauernde, bis endlich der mörderische Krieg durch den zweifelhaften Frieden zu Wien „definitiv“ (?) beendigt wurde.

Ein Theil der Truppen kehrte zurück. Unter diesen auch das Regiment Rhevenhüller. Wieder machte es kurze Rast in Hamburg, und wir erkundigten uns natürlich nach unseren Freunden, konnten aber nur schwer Nachrichten erlangen, und ich mußte das Forschen wegen überhäufeter Geschäfte bald aufgeben. Frau Richter aber setzte das Suchen fort, und eines Tages, als sie zurückkehrte, verkündeten mir ihre rothgeweinten Augen Unheil. „Weh!“ und „Ach!“ war zuerst nichts aus ihr herauszubringen — Was mir längst geahnt, war wirklich geschehen. Der größte Theil unserer Freunde war gefallen: von den Elf, die bei Frau Richter eingelegen hatten, Acht, bei Beile und Deversee, und unter diesen Acht auch Stefano — durchs Herz geschossen.

So lag nun der Eine in fremder Erde gebettet; die Braut harrete in Wien vergeblich ihres treuen Verlobten. Statt des Brautjünglers konnte sie jetzt den Wittwenschleier nehmen. Sie ist nun verlassen — in der Fremde — allein! — Ihr Glück liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Deversee. —

Und nur das ihre?

Der Mensch.

Von J. Most.

I.

„Il vaut mieux d'être un singe perfectionné, qu'un Adam dégénéré.“
(Es ist besser, ein veredelter Affe, als ein verkommenener Adam zu sein.)

Nichts ist begreiflicher, als daß alle Völkerschaften, sobald sie einmal den größten Theil ihrer Wildheit, ihres thierischen Wesens, abgestreift haben, ihre Neugier unter Anderem auch insofern zur Geltung bringen, als sie den Ursprung aller Dinge und nament-

lich die Entstehung der Menschheit zu erforschen trachten; weniger begreiflich ist es, daß die diesbezüglichen Forschungsergebnisse, je frühzeitiger sie geschöpft wurden, desto naiver ausfallen mußten; und endlich ist es begreiflich, daß sich selbst

märchenhaftesten Anschauungen dieser Art unter Umständen Jahrtausende lang erhalten konnten, weil eben die geistige Entwicklung der Menschheit von den jeweilig herrschenden Klassen gewaltsam gehemmt wurde. Die sogenannten Christen oder vielmehr reformirten Juden, also die Bewohner der angeblich kultivirten Welt, machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Die international organisirte Kirche beherrschte bekanntlich bis in die neuere Zeit hinein die Leiber und Geister der christlichen Völker und fiel jeglichem Fortschritt mit eisernen Armen in die Zügel, sobald er sich nur am Horizont zeigte. Wie viele große Ideen auf solche Weise im Keime erstickt wurden — wer kann es wissen? Das aber wissen wir, daß Jedem, der es wagte, einen naturwissenschaftlichen Grundsatz auszusprechen, welcher nur im Geringsten von der Bibel, oder von der papistischen Auslegung derselben abwich, ein grausamer Tod sicher war. Wie hätte da Licht in die Köpfe kommen sollen?

Aber siehe da: unter der starken Decke dogmatischen Eises hatten sich allerlei Kräfte entwickelt, welche endlich emporwuchsen und die häßliche kalte Kruste sprengten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst fuhr wie ein reinigendes Gewitter in den mittelalterlichen Sumpf und machte alle Irlichter erzittern. Der erste Hebel der ersten Buchdruckerpresse präsentirte sich sofort als das ominöse Instrument, durch welches allmählich die alte Welt aus den Angeln gehoben wird. Es ging zwar immer noch langsam, aber es ging doch vorwärts. Freilich kostete es harte Kämpfe, ehe es möglich war, der freien Forschung einigermassen Raum zu schaffen; und es wird noch viel, sehr viel Arbeit erfordern, bis das festeste Bollwerk altmodischer Weltanschauungen, der Unverstand der Massen, gründlich zerstört ist. Laden wir daher unsere Geistes-Kanonen und schleudern wir die Geschosse der Wahrheit unter's Volk, damit es sich von der Lüge löstrenne!

Da gibt es zum Beispiel Millionen sogenannter „civilisirter“ Menschen, die immer noch für gut finden, das als genügende Aufklärung über den Beginn der Menschheit hinzunehmen, was seiner Zeit ein Mensch von höchst mittelmäßiger Bildung einem total verkommnen Volke vorerzählt hat. Da soll „Gott“ aus einem Stück Lehm („Urwelttdred“ sagt Heine) eine menschliche Figur modellirt und sodann derselben durch die Nase eine Seele eingeblasen haben u. s. w. Es ist rein zum Davonlaufen!

Sagt man zu einem Theologisirer, welche Beweise für eine derartige Menschenfabrikation vorlägen, so zeigt er auf die Bibel; und sagt man ihm, daß man auf einfache Behauptungen ein für allemal nichts gebe, wenn sie nicht anderweitig und zwar mehrfach bestätigt würden, so — nun so brummt er etwas von „Teufelspud“ und möchte Einen gleich am liebsten sofort nach der „Hölle“ spediren und zu einer Schmorbratung auf extrahischem Armenfünder-Roste bestens empfehlen. Denn Gründe gibt es da nicht; „es steht geschrieben!“ und damit Punktum. Daß nun ein Theologe so spricht, ist nicht schlimm; schlimmer ist es dagegen, daß die meisten Menschen sich den gedachten Vorgang, wenn auch nicht ganz so, wie es in der Bibel steht, so doch mehr oder weniger ähnlich vorstellen. Es kommt dies nicht etwa daher, daß auf das „Glauben“ im Allgemeinen noch viel gegeben wird, sondern es erklärt sich vielmehr aus dem dunkelhaften Vorurtheile, welches so schwer abgestreift wird, und das den Menschen nicht einsehen läßt, daß er weiter nichts ist, als der oberste Zweig, welchen der Baum des organischen Lebens der Natur allmählich aus sich hervorzuwachsen ließ.

Ungeachtet dieser lächerlichen Einbildung hat sich eine ganze Schaar wahrhaft wissenschaftlich operirender Forscher schon seit längerer Zeit daran gemacht, den Beweis zu liefern, daß der Mensch ein Thier sei, das sich im Verlaufe von Hunderttausenden von Jahren und unter den mannichfaltigsten, diesen Prozeß begünstigenden Umständen aus einer höchst kläglichen Existenz zu dem entwickelt, was es gegenwärtig ist. Es lag sehr nahe, daß man unter Anderem die am niedrigsten stehenden Menschen mit den menschenähnlichsten Affen verglich; und da hat sich denn, wie wir später noch sehen werden, in der That eine ganz wunderbare Aehnlichkeit herausgestellt. Kaum waren die Ergebnisse solcher Forschung veröffentlicht worden, so ging auch — wie gegen jede

neue Wahrheit — das Geschimpf zelotischer Pfaffen und ähnlichen Gelichters los, ohne daß diese guten Extra-Menschen bedachten, daß ihre Beschränktheit nur als neues Beweismaterial für die neue Lehre gelten müsse.

Indessen nur die Aferwissenschaft kehrt sich an das Geräusch, welches entsteht, wenn Einige mit den Brettern klappern, die ihnen vor die Hirnkästen genagelt sind; wirklich ernsthafte Gelehrte schreiben nicht und dürfen nicht schreiben, wie es den Denksfaulen und Geistes-Chinesen genehm ist; und so schritten denn unsere hervorragendsten Denker über das Terrain, welches mit Flachköpfen gepflastert ist, nicht ohne gelegentlich da und dort etliche kräftige Tritte auszutheilen, kühnen Schrittes hinweg und drangen unaufhaltsam vor in die bisher noch unbekanntenen Regionen. Noch sind sie nicht bei ihrem Ziele angelangt und es wird noch gewaltige Anstrengungen erheischen, ehe Alles, was sie suchen, gefunden ist; aber Vieles ist immerhin schon unwiderrleglich bewiesen, was bisher vollständig in Dunkel begraben lag; und wer ein Auge für das Fortschreiten der menschlichen Erkenntniß hat, der sieht mit Entzücken, wie Zeile um Zeile jener gewaltigen Urkunden entziffert wird, welche die Erde selbst in die verschiedenen, wie die Blätter eines riesigen Buches über einander gelagerten Schichten ihrer Oberfläche in unauslöschlichen Zügen eingegraben hat.

Die Finsterlinge beobachteten mit tiefstem Ingrimm solches Lesen im Buche der Natur, sie, die überhaupt jegliches Lesen gar zu gerne verpönten, wenn es irgendwie anginge; sie wissen eben, trotz ihrer sonstigen Unwissenheit, oder vielmehr, sie fühlen es instinktiv, daß sie ein für allemal vom Schauplatz unerbittlich hinweggefegt werden, sobald erst die ganze Wahrheit an den Tag gebracht sein wird. Die Wunden, welche Galilei, Copernikus und Andere ihnen geschlagen, sind zwar künstlich verdeckt worden, aber auf immer wird sich kein Pflaster anbringen lassen. Auch haben sie neue Waffen nicht zu erhoffen, während die Naturwissenschaften, je stärker deren Bedürfniß nach immer vollkommeneren Organen und Instrumenten wird, desto mehr diesbezügliche Entdeckungen und Erfindungen wachrufen. Der Dunkelmann sagt freilich zu seinem Publikum, die Naturwissenschaft leugne zwar die biblische Schöpfungsgeschichte, sei aber nicht im Stande, den Vorgang anderweit zu erklären. Ich kenne z. B. einen Rückschritts-Candidaten, der sich nicht entblödete, mich zu fragen, ob wohl bei den Schlangen die Begattung der Geburt vorangehen müsse, der also eine ganz erstaunliche Unwissenheit an den Tag legte, jedoch gleichwohl die Stirne besitzt, von der „Dhnmacht der modernen Naturwissenschaft“ zu reden!

Ein Gleichniß möge die Stellung genauer kennzeichnen, welche die Wissenschaft dem Köhlerglauben gegenüber einnimmt. Ein Europäer begibt sich unter „Wilden“ und schenkt denselben eine Taschenuhr. Die Leutchen sind höchlichst erstaunt über das wunderbare Ding und möchten gerne wissen, wie es zu Stande kam; der Europäer aber ist selbst wenig informirt über die Uhrmacherei und sagt sich obendrein, daß eine weitläufige Auseinandersetzung von den unkultivirten Menschen doch nicht verstanden würde, daher erlaubt er sich den Scherz, zu sagen, in seiner Heimath wüchsen solche Sachen auf den Bäumen. Die „Wilden“ schütteln vielleicht die Köpfe, aber sie glauben es. Später steigen jedoch dem Einen oder dem Andern allerlei Zweifel auf und sie untersuchen die Uhr genauer. Da kommen sie nun schließlich zu dem Resultate, daß man es mit einem metallnen Gegenstande zu thun habe, daß derselbe auf mechanischem Wege erzeugt worden sein müsse u. c., daß jedoch vorläufig über das Wie solcher Erzeugung Genaueres nicht zu ergründen sei. Darob große Schadenfreude bei den Denksfaulen, die bei dem Evangelium vom Wachsen der Uhren auf den Bäumen stehen blieben! „Seht“, sagen sie zu ihren Glaubensgenossen, „da wollen Einige behaupten, es sei nicht wahr, daß unsere Uhr auf einem Baume gewachsen ist, und doch sind sie nicht im Stande, uns die Entstehung derselben sonstwie zu erklären!“ So triumphirt scheinbar die Gedankenlosigkeit über den Scharfsinn — bei den „Wilden“, wie bei den „Civilisirten“.

Ein halbwegs gebildeter Mensch läßt sich indeß durch solche Sophistik kein X für ein U vormachen. Selbst wenn die Erge-

nisse der modernen Naturforschung gar nichts Positives aufzuweisen hätten, wäre ihr Verdienst immerhin groß genug; denn gegen die Thatsache, daß sie die biblische Schöpfungstheorie, sowohl im Allgemeinen, wie in Bezug auf den Menschen im Besonderen, kritisch vernichtete, ist nie und nimmermehr aufzukommen. Und das ist die Hauptsache. Erst muß man alten Schutt fort-räumen, dann wird der Grund zum neuen Gebäude gelegt! Aber wir sind nicht nur bei der schärfsten Negation der Lehmlöf-Sage angelangt, nein, unsere Wissenschaft hat bereits ein weites Gebiet bloßgelegt, welches uns viele Dinge zeigt, wie sie in Wirklichkeit sind oder waren, und welches eine unendliche Perspektive aufweist und jeden Wissensdurstigen zu immer weiterem Vordringen herausfordert.

Leider sind die wunderbaren, entzückenden Wahrheiten, die schönen Siegestrophäen, welche die Wissenschaft von ihren Feldzügen gegen den Aberglauben heimbrachte, den Massen des Volkes noch nicht in dem Grade vor Augen geführt worden, wie es gewünscht werden muß. Mögen es mir die Herren Gelehrten nicht verübeln, wenn ich ihnen sage, daß ihr vornehmer Wesen nicht allein eine Sünde gegen das Volk, sondern auch ein schweres Vergehen gegen die Wissenschaft selbst ist, indem selbige durch solche Vornehmthueri verhindert wird, in den weitesten Kreisen sich Geltung zu verschaffen. Ich will nicht hoffen, daß die Ansicht Treitschke's, die dahin geht, daß man dem „niederen“ Volke den „Glauben“ lassen müsse, weil es dann zufriedener sei, die allgemeine Ansicht der Professoren ist, sonst würde ich ihnen sagen, daß sie recht traurigen Prinzipien huldigen; was mir aber leider Thatsache zu sein scheint, ist das Vorhandensein eines gewissen Gelehrten-Stolzes, der im Umsehen sich in einen gehörigen Pöps verwandeln kann. Mit dem Bücherschreiben allein ist noch nicht genug gethan, zumal die betreffenden Werke unter dem

Fluche des Dogmatismus leiden und deshalb für den schlichten Mann unverdaulich sind, ganz abgesehen von ihrer Kostspieligkeit, welche es dem Armen nicht erlaubt, sie anzuschaffen. Sollen die Naturwissenschaften den Bann der Unwissenheit, in welchem der größte Theil der Menschheit immer noch festgeschmiedet ist, gründlich brechen, dann müssen sie sozusagen auf allen Straßen gepredigt werden. So lange dies nicht geschieht, möge man aber im Gelehrten-Olymp nicht die Nasen rümpfen und sich in spöttischen Redensarten ergehen, wenn sich schlichte Arbeiter selbst daran machen, das Wesentlichste und Wissenswertheste aus den Werken der Naturforscher ins Populäre zu übertragen und so den unbegrenzten Wissensdurst ihrer Genossen einigermaßen zu stillen.

Und nun noch ein Wort an Diejenigen, welche glauben, es sei nicht gut, dem Menschen seine thierische Herkunft auseinander zu legen, weil er sonst verleitet werden könnte, sich selbst zu mißachten. Diese Ansicht ist total falsch. Gerade, wenn wir begreifen, daß wir uns von Stufe zu Stufe, von der rohesten Wildheit bis zum sternemessenden Intelligenz-Wesen emporgearbeitet haben, müssen wir sozusagen vor uns selbst Respekt bekommen, während uns gleichzeitig die bisher gemachten gewaltigen Fortschritte zu der Hoffnung berechtigen, daß noch ungemein viele, nach aufwärts führende Staffeln erklimmen werden. Denn kann das wilde Thier zur Kultur gelangen, so muß für den Kulturmenschen der Bervollkommnungsprozeß geradezu ein schrankenloser sein. Sieht man aber, daß die ganze Natur die Tendenz hat, sich stetig in der Richtung der Vollkommenheit zu entwickeln, und begreift man gleichzeitig, daß der Mensch so gut mit dem Naturganzen aufs engste verknüpft ist, wie jede Pflanze und jeder Stein, dann gelangt man auch zur Ueberzeugung, daß die Menschheit nicht rückwärts schreiten oder stillstehen kann.

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

III.

„Theuerste Jessy,“ spricht unterdessen der junge Offizier, indem er das leicht auf seinen Arm sich stützende Mädchen möglichst entfernt von lauschenden Neugierigen die Seitenhalle hinunterführt, da die Mutter in der Person eines russischen Legationsrathes einen angenehmen und außerordentlich dienstfertigen Begleiter gefunden, „wie viel Gedanken habe ich mir schon wegen Ihres langen Ausbleibens gemacht.“

„Ich habe noch spät zu Ihnen geschickt, um Sie wissen zu lassen, daß wir wegen eines unerwarteten Besuches zur bestimmten Zeit nicht kommen würden, aber mein Vöte hat Sie nicht mehr angetroffen.“

„Wie liebenswürdig von Ihnen; als wenn Sie gewußt hätten, welche Anstrengungen es mich gekostet, Zutritt zu dieser Soiree zu erlangen.“

„Ich glaube es wohl. Um so mehr freuen wir uns, daß es gelungen.“

„Und ist es noch immer Ihre Ansicht, daß ich es morgen wagen darf?“

„Ich bin der Ansicht, daß Sie es thun müssen. Wenn ich Papa's gelegentliche Bemerkungen richtig verstanden, erwartet er es sogar.“

„Und die Frau Mutter?“

„Ist Ihnen allerdings weit weniger geneigt, seit sie erfahren, daß Sie nicht von adeliger Geburt sind.“

„Ich hatte dies auch nie vorgegeben.“

„Nein, aber sie hatte sich sagen lassen, die deutschen Offiziere seien alle von Adel, und ihr unglücklicher Ehrgeiz suchte seine Befriedigung in der Aussicht, mit der Aristokratie des Landes verwandt zu werden. Deshalb betrieb sie mit allem Eifer unsere Badereise, zumal als sie unter der Hand Erkundigungen eingezogen und erfahren hatte, daß Sie ohne Vermögen und sogar

mit Schulden belastet seien. Im Laufe der vier Monate, die wir im Bade zubringen wollten, hoffte sie, würden Sie durch Ihre Verhältnisse genöthigt werden, den Dienst zu quittiren, und dann außer Stande sein, sich weiter um mich zu bewerben.“

„So weit sind die Nachforschungen über meine Person gegangen, und Ihr Herr Vater hat mich trotzdem nicht verworfen?“

„Mein Vater hat in solchen Fällen, wie Viele bei uns zu Lande, seine besonderen Anschauungen. Er denkt, der Mann, der sich in solchen Verhältnissen selbst zu helfen weiß, der ist auch anderen Verhältnissen gewachsen, der verdient Vertrauen, und in solchen Anschauungen macht ihn Niemand, macht ihn auch meine Mutter nicht irre. Da ist viel Vorurtheilslosigkeit darin, nicht wahr, wenn man die Menschen so ansieht?“

„Ja gewiß; mehr Vorurtheilslosigkeit, als ich hoffen konnte; aber wer in aller Welt mochte, da ich doch im Verhältniß zu manchen anderen meiner Kameraden sehr wenig Schulden habe, mich als einen so überschuldeten Menschen ausgeben?“

„Ich habe nicht viel mehr als eine Ahnung darüber. Die Sorge um Sie hielt mich manchmal wach, wenn meine Eltern, die mich eingeschlafen glaubten, im Nebenzimmer über Sie und uns sprachen, und da hörte ich einen Namen, der fast wie der Name eines berühmten italienischen Räubers lautete.“

„Rinaldowsky!“ rief der junge Offizier und erbleichte.

„Sie werden blaß, mein Freund“, rief das Mädchen erregt, und ihre Stimme ging fast in ein Weinen über.

In diesem Augenblicke verneigte sich aber schon ein junger Elegant in tadelloser Toilette tief vor dem Fräulein und erklärte:

„Missis Burney, mit welcher ich so eben die Ehre hatte zu sprechen, hat in mir die Hoffnung erweckt, daß mir Miß Burney die Ehre und das Glück eines Tanzes nicht versagen würde.“

Was wollte das arme Mädchen thun? In diesen reichgeschmückten Sälen standen alle Wesen unter der Zwangsherrschaft von Gesetzen, die man sich unter dem Namen Convenienz, Anstand, feiner Ton selbst auferlegt. Das anständigste und feinste Gesetz, welches die Freiheit der persönlichen Neigung begründen mußte, hat die knechtende und geknechtete Gesellschaft noch niemals zu verkündigen verstanden.

„Ich fühle mich meiner Frau Mutter sehr verpflichtet, daß sie mir so ehrende Anträge vermittelt,“ mußte sie antworten und dulden, daß man ihr einmal über das andere die Qual eines sogenannten Vergnügens bereitete.

Den jungen Offizier quälte dieses Verfahren begreiflicher Weise ganz ausnehmend, zudem hatte er auch Pflichten der Etikette zu erfüllen, denn ein Generalmajor war mit drei aus Neigung wenig beachteten Töchtern anwesend, und nur der Umstand, daß er mit der Einen von ihnen tanzte, konnte ihn entschuldigen bei Derjenigen, welche dem Tanze als Zuschauerin beizuhören mußte. Beim Contre aber war er als Cavalier für Missis Burney befohlen.

Die stolze Dame schaute so gleichgültig in die Quadrille hinein und vollführte ihre Tanzschritte und Figuren mit einer solchen Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, daß man nicht absehen konnte, weshalb sie sich nur überhaupt die Mühe gab. Auch ihren Cavalier blickte sie an, als ob sie ihn zum ersten Male in einem Salon sehe und ihm aus reiner Herablassung als Dame Gesellschaft leiste. Umsonst suchte der junge Offizier in ihren Augen die Seele herauszulesen. Diese schönen Züge waren wie von Marmor, die Augen so unbeweglich, als wären sie mit täuschender Naturtreue von einem Maler gemalt.

„Wenn alle Tänzer so tanzten, würde so ein Contre bald wie ein Exercieren von Automaten oder deutschsicherlichen Rekruten aussehen. Da gefällt mir noch eher der Gesandtschafts-attaché dort mit seiner sauertröpfischen Miene, die er nicht verbergen kann darüber, daß er seine Zeit mit der Frau seines Gesandten statt mit der hübschen Tochter ihres Portiers verbringen muß. Mit solchem Gesichte sollte man gar nicht tanzen dürfen, aber freilich, wie Viele tanzen hier aus Vergnügen! Trotzdem würde ich Ihnen rathen, eine freundlichere Miene anzunehmen, man merkt sonst, daß Sie Liebeskummer haben, und das ist in den Augen der eleganten Welt etwas, was nur in Romanen passiren darf.“

Doktor Hauderer ist es, der eben, während die Damen die Windstülgefigur (moulinet) ausführen, hinter seinen Schützling getreten und ihm obige Worte zuflüstert.

Der junge Offizier fühlt es selbst, daß er hier keine passende Rolle spielt, und so sucht er, nachdem der Contre beendet und die Dame nach ihrem Platze zurückgeführt ist, größere Ruhe und Einsamkeit in den Nebenzimmern, in welchen überall flüsternde Gruppen vertheilt stehen. Da wird räsonnirt und intriguit, verläumdert und verdächtigt, calculirt, speculirt und notirt. Hier berathen sich zwei Banquiers, von denen Einer früher Hausknecht, der Andere Comödiant und dann Wucherer gewesen, über die Mittel und Wege, eine neubegründete Actien-Bierbrauerei, über deren Anlage und Rentabilität man bereits im Publikum sehr ungünstige Urtheile hört, so lange in Credit zu erhalten, bis die letzten Papiere aus den Händen der Speculanten in diejenigen argloser Kleinbürger, welche sie mit ihren mühseligen Ersparnissen kaufen, übergegangen sind. Anderswo flüstert man von dem auffälligen langen Ausbleiben eines der geachtetsten Mitglieder, einer wahren Perle der guten Gesellschaft an der Börse, wie in der Freimaurergesellschaft und der nationalliberalen Partei, dessen Wechsel unerhörter Weise seit acht Tagen mangels Zahlung mit Protest zurückgehen, und der jedenfalls aus Versehen statt seiner leeren Kassen, die vollen anderer Menschen mitgenommen hat. Man hat diesen vielgefeierten Mann, Stadtrath und Landtagsabgeordneten als den Ehrenhaftesten unter den Ehrenhaftesten an die Spitze der neuen Candidatenliste gesetzt, und das ist gewiß — fatal! Wohin der Offizier kam, bemerkte er, daß man das Gespräch momentan unterbrach, und so wurde er von Zimmer zu Zimmer gemafregelt, bis er endlich ein größeres

Gemach betrat, in welchem man nicht im Geringsten von seiner Anwesenheit Notiz nahm, denn alle Sinne waren hier auf einen Punkt gerichtet, man — spielte.

Man spielte ziemlich hoch. Ganze Rollen Geldes gingen auf einmal aus einer Hand in die andere, Banknoten mit einem Nennwerthe, welcher einer ganzen Arbeiterfamilie mindestens ein Jahr den Kampf um das Dasein ersparen konnte, wurden gleichgültig ausgezahlt und angenommen.

Auch Oberst Burney betheiligte sich mit Lebhaftigkeit an dem Spiel. Als der Offizier zu ihm trat, schien er ziemlich viel gewonnen zu haben, aber im nämlichen Augenblicke lehrte ihm das Glück den Rücken, als stöße es vor dem Offizier. Der Amerikaner schien diese Vermuthung endlich auch zu fassen, denn als er sich neuerdings durch einen ansehnlichen Verlust getroffen fühlte, wandte er sich um und meinte:

„Es ist gar kein Wunder, wenn das Glück jetzt von mir flieht, Sie sehen es mit gar zu sauren Mienen an. Wenn das noch ein Weilchen so fortgeht, werde ich am Ende genöthigt, ein kleines Anlehen bei Ihnen zu suchen. Ich hatte mich für ein Spiel vorgesehen und einige hundert Dollars mitgenommen, aber bei dem Schnelllauf, den sie jetzt begonnen, halte ich es nicht mehr lange aus.“

Burpurroth färbten sich die Wangen des Angeredeten bei Andeutung der Möglichkeit, vielleicht um eine Summe angegangen zu werden, die bei ihm einen Jahresgehalt bedeutete. Wollte ihn vielleicht der Amerikaner mit dieser Andeutung verhöhnen?

„Vielleicht kehrt das Glück zurück, wenn ich ihm den Platz räume,“ meinte er mit einer Verbeugung und zog sich in einige Entfernung zurück.

Der Amerikaner grüßte freundlich, ihm fiel es gar nicht ein zu denken, daß er mit einem solchen Begehren Jemanden in Verlegenheit setzen könnte in einer Umgebung von Menschen, die so auf den Höhen des Lebens zu wandeln schienen.

„Einige Hundert Dollars,“ murmelte indessen der junge Mann, „eine Summe, die uns unter gegenwärtigen Verhältnissen jahrelange Sorge ersparen könnte, er wirft sie weg und merkt wahrscheinlich dann nicht einmal, daß er sie nicht mehr besitzt. Wer weiß, mit welcher Baumwollenconjunktur sein Reichthum zusammenfällt, von wie viel Hundert Negern der Schweiß bei ihm zusammenfloß, um ihn zu einem hochangesehenen Manne der Gesellschaft zu erheben.“

Muthlos und fast schon hielt er sich entfernt von dieser ihm so fremden Welt, die Aehnliches wie er gar nicht fühlen und empfinden, seine Sorgen und Schmerzen gar nicht begreifen konnte. Da sah er sie in einiger Entfernung, wie eine Traumgestalt rosig und lächelnd wie ein Maienmorgen heranschweben; sie hatte ihn auch erblickt, und da die Mutter eben durch einen Bekannten aufgehalten wurde, so wagte sie es, bis zu ihm heranzutreten und verstoßen seine Hand zu berühren:

„Mein Freund,“ flüsterte sie, „Sie haben großen und schweren Kummer, ich sehe es Ihnen an. Sie stehen vielleicht in doppelter Beziehung an einem Wendepunkte Ihres Lebens. Soeben erzählte man, daß sich ein junger Gardeoffizier, Graf L., erschossen, weil er einen Ehrenschein nicht zur rechten Zeit einlösen konnte. Es war mir, als sähe ich Sie in Ihrem Blute vor meinen Füßen liegen, ich mußte mich anhalten, um nicht umzusinken vor Schaudern und Entsetzen. Leider kann ich Ihnen nicht, wie ich so gern möchte, zu Hülfe kommen, denn ich bin eine kleine Verschwenderin und gebe für meinen Puz und für meine Armen regelmäßig mehr aus, als ich sollte, Papa aber borgt grundsätzlich nicht. So besitze ich außer einigem Flitterklam nichts als dieses Armband, ein kostbares Geschenk meiner Tante. Ach, nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel, mein Freund, wenn ich Sie inständigst bitte, es mitzunehmen und im Fall der Noth als Rettungsmittel zu gebrauchen? Wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so beweisen Sie es mir damit, daß Sie Ihren Stolz mir zu Liebe überwinden und kein Wort der Weigerung sagen.“

Sie hatte sich schon entfernt, und das Armband war in seinen Händen. Er ließ es in den weiten Ärmel seines Waffenrocks fallen und wollte ihr nachhelfen, um es ihr wieder mit allem

heiligen Dank der Seele zuzustellen, da wandte sie sich noch einmal, erfasste seine Hand mit ihren kleinen weißen Händchen und, ihn mit der frommen Miene eines Raphaelschen Engels ansehend, bat sie:

„Was Sie auch zu ertragen haben, was Ihnen auch zuströmt, lassen Sie nicht bei sich die Verzweiflung über Ihre Standhaftigkeit fliegen. Vertrauen Sie mir, vertrauen Sie unserer Liebe, denken Sie nicht blos an sich, sondern vor Allem an die Nothwendigkeit, daß Sie sich mir erhalten. Ich müßte sterben, wenn Sie von mir gingen.“

Noch einmal drückte sie mit Innigkeit seine Hand und eilte zur Mutter zurück, welche bereits die Stirne in strenge Falten verzog.

„Welch ein Engel,“ flüsterte der junge Mann, ihr nachschauend, vor sich hin; „vielleicht mein Rettungsel?“

„Wenn ich mich darauf verstehe, so hat sich hier eine kleine dramatische Scene begeben, wie sie einem nach Stoff schmachtenden Schriftsteller nicht interessanter einfallen kann. Romeo und Julie ohne Musik von Gounod, was jedenfalls den Reiz ungetrübter erhält. Was meinen Sie? sollen wir nach solchen

Strapazen es versuchen, in dieser tollen Sylvesternacht einen stillen Restaurationswinkel zu erobern, wo man fern vom vornehmen Gefindel, vulgo Haute volée, ich wollte sagen vom höheren Geflügel, mit einem Glase genießbaren Punsch's die dummen Erinnerungen an das alte Jahr, welches den ehrenhaften Entschluß gefaßt hat, endlich zu gehen, hinunter zu spülen?“

„Sie sind ein Humorist, also der allerbeste Gesellschaftler für einen Mann in meiner Lage, und ich würde Ihre geistreiche Gesellschaft in dieser Minute mit Golde bezahlen, wenn ich...“

„Nicht ein armer Lieutenant mit etwa hundert Reichsmark Monatsgage wäre, nicht wahr? Aber wir sind alte Bekannte von Vaters Zeiten her, und da Sie zumal eine reiche Partie machen werden, so riskire ich nicht ohne selbstsüchtige Hintergedanken, den heutigen Punsch zu bezahlen, ausgenommen wir gehen zu S., dem einzigen Wirth meiner Bekanntschaft, der Selbstverleugnung genug besitzt, der Literatur zu borgen, bei dem ich demgemäß auch Stammgast bin. Also gehen wir!“ — (Fortsetzung folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Der **Denkstein**, welcher im vorigen Jahre auf dem Zürichberge bei Zürich Georg Büchner gesetzt ward (s. die wohlgelungene Zeichnung auf S. 36), trägt folgende Inschrift:

Zum Gedächtniß

an
den Dichter von Danton's Tod

GEORG BÜCHNER

geb. zu Darmstadt 17. Okt. 1818

gest. als Docent an der Universität Zürich 19. Feb. 1837.

Ein unvollendetes Lied sinkt er ins Grab,

Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Herwegh.

Ueber die Einweihungsfeier werden wir am Schluß der Biographie Büchner's berichten.

Johann Gottfried Seume (s. S. 37) wurde am 29. Januar in dem Dorfe Poserne bei Weisfels geboren. Seine Eltern waren Landleute. Der Vater besaß einen festen, streng moralischen Charakter neben einer in seinen Verhältnissen seltenen Intelligenz, die ihn besonders in religiöser Beziehung zu sehr aufgeklärten Ansichten geführt hatte. Ihr bescheidenes Vermögen büßte die Familie Seume in den Hungerjahren 1770 und 71, während welcher sie nach Knautzberg bei Leipzig übergesiedelt war, vollständig ein. Trogdem wurde dem jungen talentvollen Sohne eine gute Erziehung zu Theil, da er anfangs bei dem ziemlich gebildeten Dorfschullehrer Weibrauch und dem Dorfpfarrer rege Förderung und später in dem Grafen von Hohenthal-Knauthayn einen opferbereiten Gönner fand. Nachdem er bei dem tüchtigen und edlen Rektor Korbinsky in Borna sich auffallend rasch nicht unbedeutende Kenntnisse in den klassischen Sprachen und sonstige Vorbildung angeeignet, wird er in die Sekunda der Nikolaischule in Leipzig aufgenommen. Nach zweijährigem Aufenthalte auf der Schule wird er mit dem Zeugniß der Reife für den Universitätsbesuch auf die Leipziger Universität zum Studium der Theologie entlassen. Bald aber gewinnt er die Ueberzeugung, daß er zum Theologen vollständig verdorben ist, und da er keinen anderen, wenigstens keinen seiner Abenteuerlust entsprechenderen Ausweg findet, verläßt er heimlich Leipzig, um sich nach Frankreich zu begeben und dort auf eigene Faust ein neues Leben zu beginnen. Indeß schon im Beginn seiner Reise sollte er Gelegenheit bekommen, für den Drang der Abenteuerlichkeit schwere Buße zu thun. Er wird von den auf der Menschenjagd begriffenen Werbem des Landgrafen von Hessen-Kassel, der gleich allen übrigen deutschen Fürsten im vorigen Jahrhundert den scham- und ehrlosesten Menschenhandel trieb und Tausende von Unglücklichen, die in seine Räuberhände fielen, an die Engländer verkauft hat, aufgefangen und nach Amerika zum Kampfe gegen die Franzosen eingeschifft. Die Qualen des 22 Wochen dauernden Transports, während dessen die Verkauften, nach Seume's eigenen Worten, „gedrückt, geschlichtet und gepöfelt wurden, wie die Heringe,“ erträgt er mit bewundernswürdigem Humor. In den Kampf kommt er nicht, aber das Lagerleben in Halifax, die militärischen Exercitien und das verzweifelt geistarme Leben setzen seinen Gleichmuth auf eine harte Probe. Gleich nach der Ankunft ist er zum Unteroffizier avancirt; weiteres Emporstreigen verhindert der Friede, welcher auch seine Rückkehr nach Europa und die Wiederauslieferung an die Hessen veranlaßt. Um nicht von neuem und zwar diesmal an die Preußen verkauft zu werden, desertirt Seume und gelangt mit Hilfe mitleidiger Menschen glücklich auf Oldenburgischen Boden, wohin ihm die Hessen nicht folgen durften. Die Unterfütterung des Fürsten von Oldenburg hätte es ihm möglich gemacht, die Heimat zu erreichen, wenn er vorsichtig genug gewesen wäre, die hessische Uniform abzulegen und sich bei der Durchreise

durch preussisches Gebiet nicht als hessischen Deserteur zu verrathen. Da er es an dieser Vorsicht aber fehlen läßt, so fangen ihn preussische Werber auf und schleppen ihn nach Emden, wo er als gemeiner Grenadier in die Uniform des Preussenkönigs gesetzt wird. Zum Glück gewinnt ihm seine Geistesbildung die Achtung einiger Offiziere und die Gunst des kommandirenden Generals Courbière, der ihn zum Lehrer seiner Kinder bestellt. Dennoch treibt es ihn, die schmälliche Fessel der Kriegsknechtschaft gewaltsam zu zerbrechen; er macht im Winter unter furchtbaren Beschwerden einen Fluchtversuch, wird aber in einem Dorfe, in welchem er nach 24stündigem Marsche halbtodt vor Ermüdung und Hunger anlangt, von dem Dorfamtman in Empfang genommen und Tags darauf nach Emden zu rückgeschleppt. Dort erwartet ihn die un-menschliche Bestrafung, mit der die militärische Gerechtigkeit Preußens damals die Desertion jedes, auch des gewaltsam und ohne jede Spur von Recht „angeworbenen“ Soldaten ahndete. Die warme Fürtsprache der Emdener Bürger, das Flehen der Kinder Courbière's und die Beliebtheit Seume's bei dem gesammten Offiziercorps waren indeß Ursache, daß an Stelle des entsetzlichen Spießruthenlaufens die ungleich mildere Strafe eines sechswochentlichen Arrestes trat. Schließlich aber entkommt er doch, nachdem ihm ein wohlwollender Bürger Emdens 80 Thaler geliehen und er dieselben bei seinem Regimentskommando als Bürgschaft während eines zum Besuch seiner Heimat gegebenen Urlaubs deponirt hat. Nun kehrt er zuerst in die Arme der über den wieder-gefundenen Sohn unaussprechlich glücklichen Mutter zurück, um sich dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig zu begeben. 1793 wird er Sekretär des russischen Bevollmächtigten, Generals Grafen Jgelström, der ihn nach Warschau mitnimmt und als Offizier in die russische Armee einreißt. 1794 bricht die polnische Revolution aus. In einem mehrere Tage in Warschau wüthenden und alle seine Schreden entfaltenden Straßenkampfe werden die Russen niedergemetzelt oder gefangen genommen. Nur 400 Mann, an ihrer Spitze der General Jgelström, schlagen sich, mit dem Muth der Verzweiflung kämpfend, durch. Seume, der einem zu Tod verwundeten Freundes noch einmal vor dem Scheiden die Hand drücken wollte, wird abge schnitten und begibt sich, nachdem er mehrere Tage unter allen Qualen des Hungers und des Durstes, untobt von den Scenen wildesten Mordens, sich verborgen gehalten hat, freiwillig in die Gefangenschaft der Polen. Während mehrerer Wochen wird er gleich allen Andern wie ein Kriminalverbrecher behandelt; endlich, nach vergeblicher Belagerung Warschaws durch die Preußen, welche hier, wie bei verschiedenen anderen geschichtlichen Gelegenheiten, die Schergen des russischen Barbarenthums gespielt haben, wird die Hauptstadt durch den russischen Oberkommandirenden Suwarow genommen. Selbstverständlich gewinnt Seume damit seine Freiheit wieder. In Begleitung eines jungen russischen Majors kehrt er nach Leipzig zurück, wo er verbleibt, nachdem er den russischen Dienst quittirt hat. Darauf lebt er abwechselnd in Leipzig und Grimma. Im J. 1801 treibt ihn seine Wanderlust zu dem weltberühmt gewordenen Spaziergang nach Syrakus, den er zu Fuß durch Oesterreich und Italien nach Sizilien und zurück durch Italien, die Schweiz und Frankreich, über Paris, in neun Monaten zurücklegt. Sowohl seine „Gedichte“, als die Beschreibung des „Spaziergang nach Syrakus“ und eine andere Reisebeschreibung, „Mein Sommer“, sind der Ausdruck seines unter den schwierigsten Lebensverhältnissen bewährten männlichen Charakters und seiner freien-sinnigen Gesinnung. Seume war ein ganzer Mann, der für alle Menschen kein würdigeres Strebenziel kannte, als Wahrheit und Gerechtigkeit, und für jene eigene Person niemals ein anderes Ziel verfolgt hat. Der Tod traf den erst 47jährigen im Bade Teplitz in Böhmen, wo er Heilung von schweren Unterleibsleiden gesucht, am 13. Juni 1810. — Ehre seinem Andenken!

B. G.

Verantwortlicher Redacteur: W. Liebknecht in Leipzig. — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Von heute an werden wir mit jeder dritten Nummer eine Beilage in der Stärke eines halben Bogens geben, und hoffen recht bald im Stande zu sein, mit jeder Nummer diese Beilage geben zu können. Die Verlagshandlung.